

Das dreizehnte Zelt. Eine lesebiographische Hommage an Benno Pludra

Ich kam ziemlich genau in der Mitte zwischen den Gründungen der Bundesrepublik Deutschland (BRD, * 07.09.1949) und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR, * 07.10.1949) sowie in Spaziergangsnähe zur Grenze im Fichtelgebirge auf die Welt – auf jener Seite, die sich im weiteren Verlauf der Geschichte als die durchsetzungsfähigere erwies. Mithin bin ich gewissermaßen ein Prototypus jener Generation, die von Anfang an im Spannungsraum der beiden deutschen Staaten und ihrer Ideologien aufwuchs, zunächst geradezu imprägniert von der Indoktrination gegen das „andere“ Staatengebilde, das keines sein durfte und das wir in privaten Gesprächen als „Ostzone“ und im Schulatlas als „SBZ“ („Sowjetisch besetzte Zone“) zu bezeichnen und zu bewerten lernten. Wie viele andere Familien auch hatten wir „Verwandte drüben“, von uns Kindern nie gesehene Tanten, Onkel und Cousins, für die man an Weihnachten brennende Kerzen ins Fenster stellte und denen man Päckchen schickte mit Lebensmitteln, denn sie hatten an den Segnungen des Wirtschaftswunders, das in Form von Perlonstrümpfen und Nyltesthemden, Bohnenkaffee und Schokolade, Dubble-Bubble-Chewing-Gum und Jazz (sprich: *Jatz*) auf uns herniederkam, keinen Anteil. Zwar lebten wir selbst als Familie auch in eher bescheidenen Verhältnissen, aber im Vergleich mit denen drüben konnten wir uns wohlhabend fühlen. Zwei Verwandtengruppen lebten in der Zone: die eine in Dresden, die andere in Eisenach, letztere war wie wir eine freikirchliche Pastorsfamilie. Meine Mutter und meine Tante waren in Ungarn aufgewachsen und konnten sich deswegen am Telefon – Gespräche von und nach „drüben“ mussten lange vorher angemeldet werden und waren immer ein wenig aufregend – am Ende eines familiären Geplauders rasch auf Ungarisch einige Sätze über die wahre Lage der Dinge mitteilen, bevor das Gespräch von einem Kontrollorgan (man unterstellte immer, es wäre eines „von drüben“) abgebrochen wurde. In diesen kurzen Sätzen kamen bei uns nicht nur systemkritische Informationen aus der Zone an, sondern auch Hinweise auf Flüchtlinge, die „rübermachten“ und in den nächsten Tagen bei uns auftauchen würden; sie hausten dann für eine Weile bei uns auf dem Speicher, bevor sie zu ihrer Existenzgründung „in den freien Westen“ weiterziehen konnten. Außerdem dienten diese exotischen Gesprächsfetzen der Überprüfung, ob alle Päckcheninhalte heil angekommen wären, denn meine Mutter schmuggelte in die Sendungen auch Druckerzeugnisse, was von hüben nach drüben verboten war, weil es sich dabei zumeist um klassenfeindliche Literatur handelte – in unserem Fall um pietistische Abreißkalender mit täglichen Kurzandachten, die in Staniolpapier gewickelt wie Butterstücke aussahen und als solche ihre Adressaten auch manchmal erreichten.

Umgekehrt stand dem Versand von Druckerzeugnissen kein Hindernis im Wege. In den Geburtstags- und Weihnachtspäckchen aus der Zone fanden wir Kinder manches Spielzeug, das uns nur der guten Absicht wegen Freude machte, weil es sich doch von den ästhetischen Vorstellungen des Westens erheblich unterschied; erzgebirgische Räuchermännchen, nichts knackende Nussknacker und ewig an den Flügeln versengte Weihnachtspyramiden gehörten genauso wenig zu den Highlights der Weihnachtsbescherungen wie der Dresdner Stollen, dem unsere inzwischen wieder verwöhnten Schnuten den Mangel an „guter Butter“ anzumerken glaubten. (Es handelte sich hier vermutlich um die Negativvariante des heutigen Markenwahns, eine in den Folgen ähnliche Indoktrination unserer kindlichen Gesichts-, Geruchs- und Geschmacksnerven unter umgekehrten Vorzeichen.) Jedoch waren ab und zu auch Bücher dabei, die uns nicht nur nach fremdem Papier und Kleber zu riechen schienen, sondern auch unser Interesse wecken wollten, was wir mit Verwunderung registrierten.

Diesen Hintergrund einer ausgeprägten antikommunistischen und den Verhältnissen „drüben“ hochmütig begegnenden Geisteshaltung muss man kennen, um zu erahnen, welche Chancen ein Buchgeschenk eigentlich bei mir hätte haben müssen, das ich vermutlich im Jahr 1958 von einer der Ostzonen-Tanten erhielt (leider habe ich weder die Schenkerin noch das Datum hineingeschrieben – diesen Platz nimmt jetzt etwas Anderes ein, aber dazu später). Dieses Buch, das ich noch heute besitze, zeigte auf seinem Einband drei fröhlich vor sich hinspringende Knaben in kurzen Hosen und mit blauen Halstüchern, wie sie Pfadfinder tragen. Es hieß *Die Jungen von Zelt 13* und stammte von Benno Pludra, hatte 1952 den Preis für Kinder- und Jugendliteratur erhalten und sagte mir zunächst einmal gar nichts. Eigentlich war ich selbst nie ein begeisterter, sondern ein eher erzwungener Naturbursche, Jungensgrüppler oder Zeltlagerer gewesen, sodass die hier offenkundig behandelte Thematik nicht wirklich in meinem Interessensgebiet lag. Aber ich war

immer schon ein Vielleser, und die sind ja bekanntlich wie die Ratten: nicht wählerisch, sondern gierig. Ich weiß nicht, ob die Erzählung (oder der kleine Roman) ein „gutes Jugendbuch“ ist. Aber es war auf jeden Fall eines, das bei mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen und mich mein ganzes Leben lang begleitet hat; es gehört zu jenen Kinderbüchern, die ich nie weggegeben oder in den Zeitläuften verloren habe.

Eigentlich hätten mich diese springenden, halstuchbewehrten Knaben abschrecken müssen, aber irgendetwas hatten sie an sich, das mich verlockte und anzog. Die Erzählung, in Form des Gruppentagebuchs eines der Protagonisten und folglich aus der Ich-Perspektive geschrieben, handelt von einer Handvoll Jungen, die als eine Zeltgruppe das große Zeltlager der „Jungen Pioniere“ miterleben und dort zu den Außenseitern gehören, weil sie sich weder untereinander noch mit den anderen vertragen, sich an keine Regeln halten und nicht im geringsten Lust auf das haben, was diesen Verband im Wesen ausmacht: Gemeinschaftsgeist. Der innere Kern besteht aus einigen Typen, die man aus anderen Jugendbüchern der fünfziger Jahre, gleich welcher Couleur, auch kennt: dem stets mampfenden Bolle, dem piepsigen Spatz, dem rau-aber-herzlichen Rib-Rib, dem stotternden Helmut und dem flinken Frettchen. So weit, so trivial. Diese Art der „Entwicklungsgeschichte“ war durchaus zeitgemäß, denn natürlich steht auch hier von vornherein fest, dass der Gang der Handlung auf die Integration der (nahezu anarchistisch und prä-antiautoritär gezeichneten) Außenseiter hinauslaufen würde, so gut kannte man auch als lesendes Kind seine Pappenheimer durchaus. Zwei thematische Kniffe machten das Buch für mich aber zu einer Lektüre, deren Spur nicht verweht ist, sondern auf meine eigene spätere politische Entwicklung einen untergründigen Einfluss nahm. Die eine der beiden Erzähllinien bildete sowohl für die literarischen Figuren als auch für junge Leser eine Provokation, denn die Gruppe der Jungen Pioniere, eine reine Jungengruppe, bekommt nach dem Versagen ihres Gruppenführers Max ein Mädchen als Gruppenleiterin, Helga, die zunächst auf Ablehnung stößt, sich aber nach und nach Ansehen verschafft. Das erreicht sie, indem sie den pubertierenden Knaben nicht nur Solidarität, sondern auch ein wenig Kultur näher bringt, was denn auch das zweite erzählerische Element ist, das dieses Jungenbuch von anderen seines Genre wohlthuend unterscheidet. Zwei *Kulturabende* sind es nämlich – und eben gerade nicht sportliche Leistungen oder Mutproben –, bei denen die Jungen aus dem Schmuddelzelt sich einer Bewährungsprobe unterziehen. Beim ersten Mal scheitern sie geradezu kläglich, beim zweiten Mal jedoch erleben sie einen wahren Triumph, weil sie dort die Geschichte ihrer eigenen Gruppenwerdung in Form eines Rollenspiels aufführen. Die expliziten Lernziele werden uns eindeutig vermittelt:

„Unsere Gruppe ist wirklich anders geworden, und in unserem Theaterstück ist es eben genauso. Da sieht die Gruppe ein, daß Junge Pioniere Vorbild für alle Jungen und Mädchen sind und daß sie darum besonders gut arbeiten und lernen müssen. Sie arbeiten alle mit, geben sich alle Mühe, bis Zeltgruppe 13 endlich so dasteht, daß man sagen kann: Die Zeltgruppe 13 ist eine gute Gruppe. Und dann ist Ende.“ (S. 87)

Aber nicht diese explizite Werbung für das Gute macht das Buch zu einem besonderen Leseerlebnis, sondern seine impliziten Botschaften: Die Utopie, dass eine Jungengruppe von einer Frau geleitet werden kann und dank ihrer Leitung von einem Haufen hemdsärmeliger Rabauken zu einer demokratischen und kultivierten Gemeinschaft reift – dies war ein echtes Gegenbild gegen das männliche Hordenwesen, das in Realität die Sportplätze und Pfadfinderlager zu dominieren pflegt(e). Und die persönliche Entwicklung der handelnden Figuren im Spiegel eines symbolischen Spiels – hier schien eine frühe Verwirklichung von Strebungen angedeutet, die in der BRD der siebziger Jahre als psychotherapeutische Selbsterfahrung und als pädagogisches Rollenspiel unser Lebensgefühl geprägt haben.

Für meine eigene politische Entwicklung und meine Auffassung vom Sozialismus kann ich die Spuren nicht überschätzen, die diese Lektüre bei mir hinterlassen hat; solche wenig reflektierten sinnlichen Leseerfahrungen prägen sich ja tiefer ein als rationale Argumente. Der Gruß „Freundschaft!“ der Jungen Pioniere wirkte durchaus komisch auf mich, wie aus einer fremden, kuriosen oder bedrohlichen Welt. Aber er setzte doch auch ein Zeichen der Hoffnung, das noch durch die Einordnung in die Programmatik von Frieden und Völkerverständigung überhöht wurde. Das Zelt Nummer dreizehn wurde für mich zu einer dreizehnten Tür, wie wir sie in Märchen finden können, einer Tür, die einen eigentlich verbotenen Raum verschließt, hinter der aber doch die wichtigsten und spannendsten Geheimnisse warten. Wenn wir auf Demonstrationen in den siebziger Jahren „Chancengleichheit für alle“ forderten, so war dies bei Pludra schon zwanzig Jahre zuvor eine selbstverständliche Realität, denn der Ich-Erzähler erläutert bei seiner Pionierprüfung den großen Vorteil des Sozialismus damit, dass auch Kinder aus Familien ohne Vermögen und Bildungsvoraussetzungen Zugang zur Höheren Schule bekämen (S. 53 f.). Bei den politischen Demonstrationen riefen uns dann die verstörten Bürger der BRD gern den Satz zu: „Geht doch rüber, wenn’s euch hier nicht passt!“ Sie hatten, das wussten wir, von Demokratie keine Ahnung, anders als die Jungen von Zelt 13. Und doch gab es für die meisten von uns gute Gründe, den viel beschrien Weg nach Drüben nicht zu gehen. Es war besser, nur einen Blick durch die dreizehnte Tür zu werfen, denn was sich da im anderen

Deutschland und unseren Köpfen zu entwickeln versuchte, bekam keine echte Lebenschance, weder in der DDR noch in der BRD. Und doch prägte diese frühe Leseerfahrung mein Bewusstsein nachhaltiger und sinnlicher als manche Marx-Schulung und Kapitalismus-Diskussion an der Universität Heidelberg. So trifft in meinem Exemplar des Buchs eine Linie der allgemeinen Zeitgeschichte mit einer Linie meiner individuellen Lebensgeschichte zusammen; sie finden sich dort, wo Benno Pludra mir nach seiner Lesung am 10. Mai 2005 an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg das alte Buch mit frischer Hand signiert und damit noch einmal neu geschenkt hat.

Benno Pludra: Die Jungen von Zelt 13. Berlin: Der Kinderbuchverlag. Mit Illustrationen [Schutzumschlag, Einband und im Text] von Paul Rosié. EA 1952, 2. Aufl. 1953, kt., 160 S. Notiz im Impressum: „Dieses Buch wurde im Preisausschreiben für Kinder- und Jugendliteratur 1952 vom Amt für Literatur und Verlagswesen, Berlin, mit einem 1. Preis ausgezeichnet“ „Für Leser von 11 Jahren an“

Aus: Lesezeichen. Mitteilungen des Lesezentrums der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Heft 17/2006, S. 43-48